

VII. Weltlichkeit der Erziehung.

Der Kampf, den die sozialdemokratischen Parteien gegen die Kirche geführt haben, war im wesentlichen ein politischer Kampf. Anlaß und Ursache dieses Kampfes liegen auf der Hand. Thron und Altar waren, als die Arbeiterklasse sich im Bewußtsein ihrer Klasse organisatorisch zusammenfand, eng miteinander verbunden. Man kann bei der Wechselseitigkeit dieser Beziehung nicht immer genau unterscheiden, wer Magd und wer Herr war, die Kirche oder die herrschende Klasse. Eines aber war sicher, daß die Kirche sich als die Hüterin des Obrigkeitsstaates fühlte und das Bewußtsein der Untertänigkeit und Ergebenheit in gottgewollte Verhältnisse mit allen Mitteln ihres Einflusses in den Gemeinden ihrer Gläubigen pflegte. Darüber hinaus stand die Kirche Seite an Seite mit den weltlichen Mächten im Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Hirtenbriefe, geheime Anweisungen und Predigten waren oft auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie eingestellt, und der Beichtstuhl, der Konfirmandenunterricht dienten im geheimen, aber um so eindringlicher dem gleichen Zweck. Es ist daher selbstverständlich, daß die Sozialdemokratie als politische Partei sich diesem Treiben energisch entgegenstellte und sich zwischen Klerikalismus und Sozialdemokratie eine Spannung bildete, die ihre Kampfmittel mehr aus der Gesamtheit der gesellschaftlichen Entwicklung nahm. Daß dabei in den Reihen der Sozialdemokratie auch gelegentlich die etwas stumpfen und verrosteten Waffen des Aufklärungszeitalters hervorgeholt wurden und diese Waffen mehr Lärm machten, als daß sie wirklich den Lebensquell des Kirchentums trafen, mag durchaus zugegeben werden. Dennoch war das politische Bewußtsein der Sozialdemokratie, soweit es programmatisch zum Ausdruck kam, durchaus gesellschaftlich eingestellt. Der Staat ist eine weltliche Macht, darum ist die Trennung von Staat und Kirche notwendig, darum muß die allgemeine Staatsschule eine weltliche Schule sein. Das ist eindeutig und gibt nur den Stand der gesellschaftlichen Entwicklung wieder.

Für die Erörterung des Problems der weltlichen Schule ist für uns vor allen Dingen die Verweltlichung des gesellschaftlichen Bewußtseins grundlegend. Man hat gelegentlich den Sozialismus eine neue Religion genannt, eine Verwirklichung des Christentums. Es ist durchaus nicht zu bezweifeln, daß der Sozialismus und seine Verwirklichung viele materielle Unterlagen für die Nächstenliebe, die das Christentum predigt, schaffen

wird, doch ebenso sicher ist, daß Bewußtsein und gesellschaftliche Unterlagen für Christentum und Sozialismus wesentlich verschieden sind.

Im Urchristentum wie im späteren Christentum entspringt die Nächstenliebe aus einem Negativum der Gesellschaft. Das Urchristentum lebt in der Sphäre der Armseligkeit. Das Elend ihres Daseins hat die Menschen so zermürbt, daß sie nicht mehr den Mut und die Kraft für die Bejahung des Lebens aufbringen. Das Leben ist belanglos geworden, die Gestaltung der äußeren Verhältnisse gleichgültig, und in dieser Distanz vom Leben sind die Menschen gleich geworden in der Sehnsucht nach Erlösung, in der Hoffnung auf jenseitige Güte. In diesem transzendenten Kommunismus kann die Nächstenliebe leicht Luftwurzeln schlagen. Das Christentum der späteren Zeit trägt durchaus nicht den Charakter der allumfassenden Nächstenliebe. Wir brauchen nicht auf die Absurdität des antisemitischen Christentums unserer Zeit hinzuweisen. An der Einschränkung der Nächstenliebe auf Christen allein hat das Christentum zu verschiedenen Zeiten mit mehr oder weniger großer Lebhaftigkeit festgehalten. Im 3. Jahrhundert vertrat der Bischof Cyprian den Standpunkt, daß die Christen, die während der Verfolgungen vom Christentum abgefallen waren, wieder aufgenommen werden sollten, doch die fanatischere Richtung lehnte daraufhin diesen sonst untadeligen Bischof ab. Wir wissen, welch grausame Verfolgungen die christliche Nächstenliebe gegen Andersgläubige im Mittelalter zuließ. — Das alles sagen wir nicht, um dem Christentum daraus einen Vorwurf zu machen. Wir verstehen es durchaus, daß die religiöse Konsequenz, die innere Reinheit der Kirche und das machtvolle Sichselbstbehaupten derartige Inkonsequenzen forderte und sie um so mehr begehen konnte, als auch dem späteren Christentum ein starker Zug von Jenseitigkeit und Sicherheben über den Schmerz des Alltags innewohnt.

Die Nächstenliebe des Sozialismus erwächst aus den Abhängigkeiten des Produktionsprozesses und der Solidarität der Gesellschaftsbeziehungen. Das Christentum findet die kosmopolitische Einheit seiner Anhänger in der Verbundenheit aller Christenmenschen in Gott. Der Sozialismus findet seine Einheit der Menschen in der materiellen und kulturellen Verbundenheit der werdenden Gesellschaft. Ich bin mir durchaus bewußt, daß das Christentum eine Unsumme geschichtlicher Erscheinungen, oftmals widersprechender Natur, in sich schließt. Es soll aber hier weder eine Begriffsbestimmung noch eine Geschichte des Christentums gegeben werden, sondern nur eine Grundtendenz, die das Christentum in all seinen Formen mir wesentlich zu haben scheint.

Die Frage, ob der Sozialismus eine neue Religion sei, bedarf noch einiger Bemerkungen. Man hat Religion einmal als die Übertreibung tatsächlicher Verhältnisse definiert. Gott, als der Schöpfer des Weltalls, erscheint als Übertreibung des Kausalitätsbewußtseins, die Furcht vor Gott als eine Steigerung der Furcht vor Gewalten, denen man sich nicht ge-

wachsen fühlt, oder als eine Zusammenfassung des Schauers vor Dunklem und Unbekanntem im Schicksal wie im Naturgeschehen. Das Opferbringen, das Sich-auf-den-Boden-Werfen wie das Erbitten ist eine unendlich vergrößerte Widerspiegelung des Untertänigkeitsverhältnisses. In Zeiten, in denen irgendeine Einstellung einen gewissen Grad von Stärke erfährt, tritt immer wieder die Neigung zur Steigerung ins Religiöse auf. Als während des Weltkrieges der Nationalismus zu einer Massenberauschung wurde, als das Gefühlsleben sich mit all seinen Impulsen in den nationalen Kampf stürzte, als das ganze alltägliche Leben von diesem einen Gefühl fasziniert wurde, da trat auch das Religiöse stark in den Vordergrund. „Gott segne die Waffen“, das war nicht nur gewohnheitsmäßige Formel, sondern es ging mit tiefer Inbrunst durch die Reihen der Krieger. Als dann alles zusammenbrach und die Massen sich aus dem politisch wie kulturell enttäuschten Vertrauen heraus in den Sozialismus hineinstürzten, da erfuhr rein seelisch der Sozialismus in dieser neuen Begeisterung eine Steigerung in das Religiöse hinein. Auch heute noch leben wir in der Zeit starker Empfindungen. Der Klassenkampf hat sich gelegentlich zu einer Schärfe zugespitzt, in der rohe Gewalt Menschenleben und -schicksal zu seinem Spielball gemacht hat. Es ist daher nicht erstaunlich, daß ein gesteigertes Hoffen auf Sicherung des Menschendaseins sich von der Unsicherheit der Wirklichkeit in zukünftige Möglichkeiten flüchtet. In unserer Zeit der materiellen Nöte und der Zersetzung der Werte der Vergangenheit wird eine starke Sehnsucht lebendig nach neuer Beseelung und Wertung, und all das in einer Sphäre gesteigerten Lebensgefühls, gesellschaftlicher Neubildung. Es ist daher kein Wunder, wenn hie und da der Gedanke einer ganz neuen Religion aus der Gefühlssphäre des Sozialismus geahnt, gewünscht und gepredigt wird. Wir verstehen das durchaus, doch in dem gesellschaftlichen Bewußtsein bilden diese Erscheinungen nur Grenz- oder Höhenschichten, wie man es nennen will, vielleicht auch nur Übergangsschichten.

In der Erziehung aber haben wir es mit der gesellschaftlichen Alltäglichkeit zu tun, und von diesem Gesichtspunkt aus haben wir uns einzustellen. An den äußeren Formen des Gesellschaftslebens gemessen, kann man zweifelsfrei eine starke Verweltlichung feststellen. Unser Arbeitsleben kennt keine kirchlich-religiösen Formeln mehr. Man würde es heute als lächerlich empfinden, wenn in einem Großbetrieb, in einer Fabrik oder in einem Warenhaus der Leiter verfügen würde, daß Arbeiter und Angestellte sich vor Beginn der Arbeit zum Gebet einzufinden hätten, wenn plötzlich, etwa um 12 Uhr, das ganze geschäftige Leben dadurch unterbrochen würde, daß eine Glocke alle zum Gebet zusammenrufen würde, und wenn sich schließlich der Beendigung der Arbeit oder dem Geschäftsschluß noch eine Gebetsviertelstunde anschließen würde. Dennoch aber ist es noch nicht so lange her, daß die Arbeit mit Gebet angefangen, unterbrochen oder abgeschlossen wurde. Auch in den äußeren Formen des Verkehrs fehlen die kirchlich-religiösen Floskeln. Wo sie sich erhalten haben, in den Formeln

„Grüß Gott“, „Adieu“, „Gott sei Dank“, „Gottlob“, „Herr Jesus“, sind sie so sehr in ihrer Bedeutung inhaltslos geworden und in ihrer Form abgeschliffen, daß es schon auffällt, wenn jemand ihnen eine ihrem ursprünglichen Sinne entsprechende Betonung gibt. Wenn uns gelegentlich im Alltag Menschen begegnen, die uns mit Bibelsprüchen traktieren, so haben wir das allgemeine Gefühl der Fremdheit. Der Briefverkehr, der vordem so durchsetzt war von religiösen Sprüchen, ist heute völlig weltlich. Selbst Kirchenbehörden haben, wahrscheinlich unbewußt, die Konsequenz daraus gezogen, ihre Briefformulare enthalten keine religiösen Zitate mehr, und Anrede und Schluß unterscheiden sich durch nichts von dem sonstigen Briefverkehr. Selbst in den Liedern unserer Jugend fehlt die religiöse Tradition. Wer die Lieder der wandernden Scholaren kennt, der weiß, welche Rolle Gott und Teufel und sämtliche Engel und Heiligen dabei spielen. In einigen alten Volksliedern und besonders in Studentenliedern haben wir noch Reste dieser Einstellung. Damals waren Gott und Engel im Alltagsbewußtsein lebendig. Damals war das Alltagsleben erfüllt von kirchlichen Sitten und Gebräuchen. Damals waren Himmel und Hölle erdenahe. Heute sind diese Dinge alle für den Alltag außer Kurs gesetzt. Oft habe ich Jugendliche auf ihren Wanderungen singen hören, auch in dem noch so sehr „schwarzen“ Salzkammergut. Weder bei der Arbeiterjugend noch bei der deutschnationalen Jugend habe ich jemals fromme Lieder singen hören, und dort sangen sie doch aus frischem Frohsinn und nach freier Wahl. Selbst in den Trutzliedern aus der Zeit der Befreiungskriege oder in den pietistischen Wanderliedern tritt das Gottesbewußtsein hinter der Trutz- und Wanderstimmung zurück.

So lebt in unserer Alltäglichkeit kein Gottesbewußtsein mehr. Es gibt nur geringfügige Überreste kirchlich-religiösen Bewußtseins in einigen überlieferten Festen, die aber gesellschaftlich völlig belanglos geworden sind. Es bedeutet kein religiöses Leben, wenn Eltern ihre Kinder taufen lassen, weil die Großmutter oder die Tante es wünscht, weil sie der Freude über das Neugeborene einen festlichen Anstrich geben möchten, oder weil vielleicht in der Sorge um das Kind sich noch ein Rest von Ungewißheit einschleicht, der etwa sich so umschreiben läßt: „Man kann schließlich nicht wissen, ob es dem Kinde nicht dennoch schaden könnte.“ Eine gewisse Furcht vor Schicksal und Gotteszorn ist noch in manchem Herzen geblieben. Doch diese Furcht ist weder religiös wertvoll noch gesellschaftlich bedeutsam. Sie äußert sich auch meistens nur, wenn bei Gefahren der Mut nicht ausreicht und vor dem Sterben die Einsicht zu schwach ist. Jene philosophische Gelassenheit des Sophisten, die darin ihren Ausdruck gefunden hat, daß die Furcht vor dem Tode eine Torheit sei, weil man — solange man lebe, noch nichts vom Tode verspüre und — wenn man gestorben sei, nichts mehr verspüre — ist durch die jahrtausendelange Kultur des Jenseits abhanden gekommen, und das kraftvolle Bewußtsein, das so stark im Leben wurzelt, daß es, wenn es sein muß, das Leben in jedem Augenblick

aufheben kann, hat nicht genügend Wurzel geschlagen. Hier hat allerdings die Erziehung Fehler der Vergangenheit auszugleichen.

Ich habe einmal in einer Tertia das Erlebnis des Todes lebendig machen können. Einer meiner Schüler war durch einen Unglücksfall zu Tode gekommen. Es war eine gute Kameradschaft zwischen uns allen, so daß dieser Todesfall uns allen persönlich naheging. Ich hatte mir vorgenommen, daß ich am nächsten Morgen einige schlichte Worte der Erinnerung sprechen würde. Als ich aber vor die Klasse trat und die Blicke aller auf mich gerichtet sah, da fühlte ich, daß uns alle das gleiche Gefühl beherrschte. So erlebten wir gemeinschaftlich die Tatsache des Todes in engster menschlicher Verbundenheit. Nicht der Verlust, nicht die Trauer beherrschte diese feierlichen Minuten, sondern das Gefühl engster menschlicher Verbundenheit. „Alle menschlichen Gebrechen heilet die reine Menschlichkeit.“ Ich habe dieses Erlebnis nie vergessen, aber auch in meinen Schülern ist es lebendig geblieben. Ich traf viele Jahre später einen von ihnen, der viel vom Leben hin und her geschlagen war. Das erste aber, von dem er nach der gegenseitigen Begrüßung sprach, war die Erinnerung an diese Minuten, die er zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens zählt.

Die Geschichte weiß uns von vielen Menschen zu berichten, die so sehr vom Leben ihrer Gemeinschaft und von dem Erfüllen ihrer Aufgaben beherrscht waren, daß ihnen ihre eigene Existenz völlig belanglos erschien. Es waren das nicht immer Menschen, die in der Gottheit aufgingen und in dieser schwärmerischen Ekstase oder liebevollen Versenkung sich selbst aufgaben. Das „navigare necesse est, vivere non est“, jene Gesinnung, durch die eine objektive Aufgabe über die Interessen der subjektiven Existenz hinausgetragen wird, ist eine weltliche Einstellung gewesen und hat zu allen Zeiten kraftvolle Vertreter gehabt. Aber das ist das Wesentliche in unserer Zeit, daß dieses Bewußtsein anfängt, allgemein zu werden. Die naturwissenschaftliche Methode und Erkenntnis hat dafür den Weg gebahnt. Wir haben gelernt, die Dinge in unendliche Wirkungsreihen aufzulösen. Dieser Erkenntnisprozeß hat selbst vor dem Menschen nicht haltgemacht. Auch das, was wir denken und fühlen, unsere ganze Existenz, ist unter den Gesichtspunkt wissenschaftlicher Bezugsreihen gestellt. Auch in früheren Zeiten, besonders in religiösen Systemen, war das Einzelwesen in Beziehung gesetzt worden. Aber diese Beziehung war, wie die gesellschaftlichen Beziehungen, ein System der Unterordnung. Die Abhängigkeit war eine persönliche, die schließlich ihre Spitze in der höchsten, allumfassenden Persönlichkeit eines Gottes hatte. Das wissenschaftliche Bewußtsein kennt ein anderes Bezugssystem: Es macht die einzelne Person in all ihren subjektiven Regungen nicht nur abhängig, sondern es löst sie völlig auf, es legt eine ganz neue Ebene in das Geschehen, die Ebene objektiver Zusammenhänge. Derselbe Geist aber bereitet sich in den materiellen Unterlagen unserer Gesellschaft vor. Es ist nicht Zufall, daß der spinozistische Pantheismus mit seiner mathematischen Symbolik aller menschlichen und

natürlichen Beziehungen das Zeitalter der Technik einleitete. Aber erst als die Technik gesellschaftliche Bedeutung bekommt, wird das wissenschaftliche Bewußtsein, das ihr zugrunde liegt, zum allgemeinen Bewußtsein.

Die höchste gesellschaftliche Auswirkung der Technik ist unser großindustrieller Betrieb. Der großindustrielle Betrieb löst den einzelnen Menschen von seiner Scholle, von seinen Heiligtümern und seiner eigenen Lebenssicherheit. Die Armut und Arbeitslosigkeit stehen fast gar nicht mehr in Beziehungen zur persönlichen Tüchtigkeit und zum Fleiß, sondern sind in ihren Massenwirkungen Folgen objektiver Wirtschaftskrisen. Dazu kommt die ganze Unpersönlichkeit des Großstadtlebens: das Wohnen, das Reisen mit der Eisenbahn, das Sterben hat unendlich viel von jener vertrauten Intimität persönlichen Erlebens verloren. Löhne und Gehälter und Arbeitszeiten werden nach Tarifen geregelt. Wir wissen, daß in all dieser Entwicklung das Persönlichkeitsbewußtsein der alten Familie unendlich viel eingebüßt hat; wir vergessen aber, daß in all diesem Werden ein Hineinwachsen in den „objektiven Geist“ steckt. Vor allem aber ist es das moderne Massenbewußtsein des Proletariats, das den Weg ins Objektive mit Notwendigkeit suchen muß. Der einzelne Proletarier fühlt die Ohnmacht seiner Existenz, und selbst dann, wenn er sich in seinen Organisationen zusammenfindet, weiß er, daß auch die Macht der Organisationen nur ausreicht, um der schlimmsten Ausbeutung und Lebensunsicherheit entgegenzuwirken. In der Gewalt industrieller Entwicklung fühlt er das Wirken objektiver Notwendigkeiten, aber er fühlt darüber hinaus die geschichtliche Bedingtheit dieses Zustandes. Die Arbeitermassen fangen an, immer mehr zu begreifen, daß sie eine Klasse, erfüllt von einer geschichtlichen Aufgabe, sind. Das hebt sie, die negativ vielleicht am stärksten die Entwurzelung der persönlichen Einzelexistenz fühlen, über die Erbärmlichkeit ihres Daseins hinaus und gibt ihnen einen Zusammenhang mit objektiven Entwicklungsmöglichkeiten. Vor dem Kriege haben sich die Arbeiter, die sich in den sozialdemokratischen Parteien zusammenschlossen, stark gefühlt in dem Glauben, daß sie die Träger einer großen geschichtlichen Aufgabe sind. Sie waren so sehr erfüllt von dieser Aufgabe, daß alles andere daneben belanglos schien. Wer einmal in Arbeiterversammlungen den Sozialismus in diesem Zusammenhang zeigte, der konnte immer wieder finden, wie diese bedrückten und ausgebeuteten Menschen hinauswachsen über sich selbst, wie sie getragen wurden von einer Innigkeit und Stärke des Erlebens, das früheren religiösen Erlebnissen gewiß nicht nachstand. Erst nachdem die Nachkriegszeit die Erfüllung des Sozialismus scheinbar so nahegerückt hatte und die sozialistische Bewegung eher als Husarenritt gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung denn als geschichtliche Bewegung erschien, rückte das Bewußtsein der großen objektiven Aufgabe mehr in den Hintergrund. Subjektive Augenblicksstimmung beherrschte die Situation, und Revolutionsromantik berauschte die Massen. Mißerfolge machten sie verzweifelt. Doch auch die Verzweiflungsstimmung des Rück-

ganges der sozialdemokratischen Bewegung wird, wo sie noch nicht überwunden ist, überwunden werden, denn es steckt geschichtliche Notwendigkeit in der Bewegung. Sozialismus ist der objektive Glaube an das Werden einer sozialen Gesellschaft. Dieser Glaube hat in gewisser Hinsicht Gefühlsähnlichkeit mit dem religiösen Glauben; es wird daher nötig sein, den Unterschied durch Vergleich noch klarer herauszuarbeiten.

Die Gruppenbildungen früherer Zeiten waren überpersönliche Vereinheitlichungen von Individuen. — Nationen, Kirche, Zunft glichen sich trotz Unterschiedlichkeit im Zweck darin, daß sie niemals die Einzelperson auflösten, sondern sie nur in Abhängigkeit von der übergeordneten, sie umfassenden Instanz setzten. Das persönliche Dasein aber befand sich gegenüber einer Menge von gesellschaftlichen Mächten, deren Zusammenhänge dem Einzeldasein nicht klar waren und von ihm aus auch nicht erklärt werden konnten. Solche Mächte waren die Sprache, das Gesetz, die Sitte, die Religion. Der einzelne mußte sie, wenn er unter dem Eindruck dieser umfassenden Mächte stand, als ein Wunder erleben, sein Einzeldasein reichte nicht aus, um sie in ihrer unabsehbaren Fülle, in ihrer überragenden Größe und in der Feinheit ihrer Einzelheiten zu begreifen. Nichtsdestoweniger aber fühlte er sich lebendig in all diesen Dingen, er nahm sie nicht gleichgültig, und mit ihm viele andere, die besten. So weitete sich die Sphäre dieser Erlebnisse ins Transzendente, steigerte sich zum religiösen Erlebnis: Gottes Güte gab den Menschen die Sprache, Gott schuf ihnen das Recht, Gott bestimmte all das, was über das Können des einzelnen hinausging und daher vom einzelnen nicht erklärt werden konnte. Wie der Natur gegenüber, wenn sie sich dem primitiven Menschen in ihren gewaltigen Erscheinungen unerklärlich und übermächtig darbietet, das Bewußtsein sie zu Göttern steigert, so ruft auch in diesen gesellschaftlichen Beziehungen die theoretische Unerklärbarkeit und die Wucht des Erlebens die religiöse Reaktion hervor.

Der Glaube an den Sozialismus aber hat von vornherein ganz andere Motive. Nicht Unerklärbarkeit gesellschaftlicher Beziehungen gibt hier das Motiv für den Glauben ab, sondern geradezu die wissenschaftliche objektive Linienführung naturwissenschaftlichen und gesellschaftswissenschaftlichen Denkens. Gerade die persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse werden gelockert, lösen sich auf, und alle objektiven Kräfte individueller Existenz münden ein in das Werden der neuen Gesellschaft. Die Motivierung des religiösen und sozialistischen Glaubens ist daher grundsätzlich verschieden voneinander, so verschieden, wie die auf Einzelproduktion und Einzelbesitz aufgebaute Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung sich von der sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung unterscheidet. In einer Hinsicht aber gleichen sich religiöser und sozialistischer Glaube: in der Wucht des Erlebens, in der Innerlichkeit des Verbundenseins und in dem Hinaustragen über Einzelschicksal und Gegenwartsgewandtheit.

In der Erziehung der Kinder als Träger der werdenden Gesellschaft wird dieser Glaube an den Sozialismus eine wesentliche Rolle spielen müssen. Wir wollen nicht verlangen, daß die öffentliche Staatsschule, solange der Staat nicht ein sozialistischer Staat ist, die Erziehung zum Sozialismus zur Pflicht macht. Wir brauchen das auch nicht zu verlangen, denn der Glaube an den Sozialismus ist so stark in der geschichtlichen Notwendigkeit verankert, daß wir nur das gesellschaftliche Werden bewußt zu machen brauchen, um Wegbereiter des sozialistischen Glaubens zu sein. Wir müssen aber verlangen, daß der Staat, der seine Existenz auf weltliche Aufgaben gründet, nicht die werdenden Staatsbürger in religiöse Reaktion hinein erzieht. Wir wollen wohl, daß unsere Kinder Verständnis für geschichtliches Werden haben, doch sie sollen dieses geschichtliche Verständnis vom weltlichen Bewußtsein ihres eigenen Erlebens aus sich kritisch erwerben. Die Zeit wird für sie zu ernst sein, um sich in Sonntagsschwärmerei zu verlieren. Die Aufgaben, die ihrer warten, werden zu unabweisbar sein, als daß sie sich ihnen durch religiösen Jenseitsglauben entziehen könnten. Die Gesellschaft fordert zu unerbittlich von ihnen schöpferische Gestaltung, als daß sie sich durch die romantische Reproduktion früherer Gesellschaftszustände verwirren lassen könnten. Unser werdendes Geschlecht braucht beides, Wirklichkeits- und Alltagsglauben. Wir können die einzelnen Menschen nicht mit äußeren Machtmitteln zu diesem Glauben zwingen, das wollen wir auch nicht, aber wir können auf die Machtfaktoren des weltlichen Staates einwirken, daß die Schule sich uns nicht hemmend entgegenstellt. Das drückt sich kurz und knapp in der Forderung der weltlichen Schule aus.

Die vorangegangenen Ausführungen zeigen durchaus, daß die Erziehung zum weltlichen Bewußtsein nicht nur eine negative Forderung ist, sondern wie alle sozialistischen Forderungen, im wesentlichen positiv. In der Erziehung unserer Kinder zur Denkweise der modernen Wissenschaft sehen wir auch ein Mittel der Erziehung zum weltlichen Bewußtsein. Unsere Kinder sollen lernen, die Naturzusammenhänge nicht von sich aus zu sehen, sondern von ihren Naturgesetzen aus. Die Erkenntnis der gesetzlichen Zusammenhänge, der elektrischen Entladungen, die wir Gewitter nennen und für die der Blitzableiter nur eine technische Anwendung ist, wird sie vor Einstellungen bewahren, die heute nur noch Aberglaube sind. So wollen wir sie in allem, was naturwissenschaftlicher Beurteilung unterliegt, daran gewöhnen, ursächliche Zusammenhänge zu sehen und so stark zum Bestand ihres Bewußtseins zu machen, daß dies Sehen auch ihr Handeln bestimmt. Ein großer Teil der Tribsverwirrungen und -verirrungen hat seinen Grund in der mangelnden Erkenntnis. In diesen Zusammenhang gehören sowohl das Wissen von der Ernährung, von der Kleidung, von dem Wohnen, von Lebensgewohnheiten und von der Fortpflanzung. Aber das Wissen von diesen Dingen hat nur dann gesellschaftlichen Wert, wenn

es, wie der Franzose Fouillée einmal sagt, zur *Idée force*, zur zum Handeln antreibenden Denkrichtung wird oder, wenn ich einmal ein Wort von Marx auf diese Dinge anwenden darf: Wir müssen unsere Kinder dahin erziehen, daß sie nicht nur das Vernünftige wissen, sondern auch das Unvernünftige ändern. Wir wollen darauf dringen, daß die Schule unter diesen Gesichtspunkt gestellt wird, und wir wollen selbst, wenn wir mit unseren Kindern zusammen sind, in der Natur, in Heimen und wo immer sich Gelegenheit dazu bietet, unsere Klärungsarbeit damit beginnen. Das wird nicht ganz leicht sein; wir werden bald sehen, wieviel uns selber fehlt. Doch die Hauptsache ist, daß wir selbst jeden Aberglauben von uns weisen und auf wissenschaftliche Klärung drängen. Es ist ein Aberglaube, wenn man sich vor der Zahl 7 fürchtet, sich Karten legen läßt oder es für besonders gut hält, Kindern mit Alkohol durchtränktes Brot zu geben. Auch manches, was von telepathischen Wirkungen geheimnisvoll erzählt wird, gehört in dieses Gebiet. Und dennoch sind diese und noch gröbere Formen des Aberglaubens noch heute weit verbreitet. Wir sollten um der Erziehung unserer Kinder willen grundsätzlich gegen diese Denkweise, die dem Werden unserer Zeit widerspricht, Stellung nehmen. Wir sollten lieber dafür sorgen, daß den Arbeitern, vor allen Dingen unseren Helfern und Helferinnen, leichtverständliche Handbücher über all diese Gebiete zur Verfügung stehen. Auch das ist ein Stück Befreiungskampf der Arbeiterklasse von der Abhängigkeit gesellschaftlich überwundener Zeiten. Wir werden aber auch bald merken, wenn wir das Wissen unserer Kinder zur Tatbereitschaft steigern, daß sich ihre Kritik auch gegen uns wendet. Wir werden uns gefallen lassen müssen, daß sie uns manchmal unsere eigene Unerzogenheit vorhalten. Wenn uns das nicht gefällt, so gibt es ein einfaches Mittel dagegen, nämlich richtig zu handeln. Unsere Kinder sollen gewiß nicht an unsere Unfehlbarkeit glauben, aber sie sollen den Glauben an unser gutes Wollen nicht verlieren.

Für das gesellschaftliche Leben gilt etwas Ähnliches. Auch hier wollen wir, daß unsere Kinder gesellschaftliche Zusammenhänge wissen; wir haben allzusehr gelernt, gesellschaftliche Zusammenhänge im Lichte des monarchistischen Regimes und vom Standpunkt des Heroenkults aus zu sehen. Es schadet nicht viel, wenn unsere Kinder eine große Reihe von Einzelpersonlichkeiten, deren Lebensdaten wir gelernt haben, nicht kennen, doch die Entwicklung der Arbeiterbewegung, ihre eigenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, die müssen sie kennen. Und wenn sie sie gründlich kennen, dann werden sie von selbst nach geschichtlichen Zusammenhängen fragen und suchen, dann wird auf einmal die Erfindung der Dampfmaschine für sie viel wichtiger als die dynastische Entwicklung von Habsburgern und Hohenzollern. Aber auch hier, in dem geschichtlichen Erkennen, handelt es sich darum, daß unsere Kinder klare Erkenntnis von ihrer Gesellschaft und deren objektiven Zusammenhängen haben. Das können wir von der Schule verlangen. Wenn aber die Lehrer erklären, daß sie solchen Geschichtsunterricht nicht geben können, sondern

nur den, den sie selbst auf den Seminaren gelernt haben, dann sollen sie überhaupt keinen Geschichtsunterricht geben. Es genügt nicht, daß man diese oder jene grobe Geschichtsfälschung nicht unterrichtet oder die Geschichte der letzten Monarchen weniger ausführlich behandelt; die gesamten herkömmlichen Geschichtsbücher sind geschichtliche Irreführung, und es ist besser, man wartet erst ab, bis man den richtigen Weg gefunden hat, als daß man die Kinder einen falschen führt. Wir aber wollen unseren Kindern davon erzählen, welche gesellschaftliche Umwälzung die Entdeckung neuer Rohstoffe, die Erfindung neuer Maschinen hervorgerufen hat. Wir wollen ihnen von den Kämpfen berichten, die in allen Zeiten gegen Ausbeutung und Unterdrückung geführt worden sind. Wir wollen ihnen auch gelegentlich von den Einrichtungen und von dem Leben früherer Zeiten erzählen. Gegen Kirche und Religion sollen unsere Kinder nicht feindlich eingestellt werden. Die starke Menschenliebe, das kindliche Vertrauen und die Begeisterung, die religiöses Leben im Laufe der Zeiten ausgelöst hat, sollen ihnen ebensowenig fremd bleiben wie die Grausamkeit und Gewalttätigkeit, mit der kirchliche und weltliche Mächte den Entwicklungsweg gehemmt haben. Vor allem aber muß in unseren Kindern — im naturwissenschaftlichen Denken wie im geschichtlichen Erleben — das Bewußtsein unserer Zeit lebendig werden. Sie sollen sich fühlen lernen als die künftigen Träger der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Gesellschaft.

Viele Eltern sehen diese Zusammenhänge ein, aber dennoch wünschen sie, daß ihre Kinder Religionsunterricht erhalten. Die kirchliche Reaktion hält uns die große Zahl von Arbeitereltern vor, die noch in der Kirche bleiben und ihre Kinder am Religionsunterricht teilnehmen lassen. Es ist viel Denkrägheit und mangelnder Wille zum konsequenten Handeln darin. Wir brauchen uns in diesem Zusammenhang nicht darüber zu verbreiten. Dagegen gibt es kein anderes Mittel als bessere und gründlichere Aufklärung. Aber manche behaupten auch, ohne Religion und ohne Religionsunterricht würden der Gesellschaft und der Erziehung die starken sittlichen Bindeglieder fehlen. Damit treffen sie gewiß etwas sehr Wertvolles. Schon die Lateiner fühlten die Bedeutung, die die religiösen Vorstellungen für die sittlichen Bindungen hatten. Der Name religio = Bindung, zeigt deutlich diese Einstellung. Die sittlichen Bindekräfte sind natürlich von wesentlicher Bedeutung für die Gesellschaft. Ohne sittliche Bindekräfte gibt es überhaupt keine Gesellschaft. Doch es ist ein Irrtum, zu glauben, daß sittliche Bindekraft aus der Religion entstanden oder auch nur wesentlich durch Religion getragen wird. Wir führten schon früher aus, daß durch Religion eine Steigerung der überpersönlichen, gesellschaftlichen Zusammenhänge herbeigeführt und ihnen eine besondere Weihe und Heiligkeit gegeben worden ist. Doch die Religion hat auch die hemmenden gesellschaftlichen Zusammenhänge geweiht. Auch Menschenverfolgung, Haß und Krieg sind von den Religionen gesegnet worden. Die Sittlichkeit hat eben gesellschaftliche Zusammenhänge, sie ist

so gut wie diese und erstarkt, wenn das gesellschaftliche Leben erstarkt ist, bekommt neue Impulse, neue Richtung und neue Kraft, wenn das gesamte Werden zu neuer Gestaltung sich anschickt. Drum brauchen wir nicht Furcht zu haben, daß mit dem Schwinden religiöser Bindung die Sittlichkeit verlorengehe; die Religion hat uns weder jetzt noch in früheren Zeiten vor sittlichen Zersetzungen bewahren können. Sittlichkeit wird so stark sein wie die gesellschaftliche Lebensbejahung. Wenn wir unsere Kinder in den Dienst ihrer Lebensaufgaben stellen, wenn wir die natürlichen Beziehungen in ihnen wirksam werden lassen, dann werden gleichzeitig sittliche Kräfte in ihnen lebendig werden. Die Morallehre, auch die religiöse, ist ein sehr schlechtes Mittel, Moral zu erziehen, sonst müßte das Lügen längst aus der Welt verschwunden sein. Man kann gewiß den Kindern mit allen Mitteln der Überredung Furcht vor Gott einflößen, doch wenn das Leben der Gesellschaft nicht mehr von Gottesfurcht beseelt wird, dann nützt die Überredung der Schule herzlich wenig. Aber im Leben merken unsere Kinder, daß wir Gott nicht mehr fürchten, weder im geschäftlichen noch im privaten Leben. Auch die Liebe zu Gott kann man einflößen, und es gibt gütige Menschen, die so stark auf die Kinder einwirken, daß sie Gott wirklich als einen liebenden Vater erleben. Doch auch diese Suggestion schwindet vor dem Leben. Dann aber kommt Verwirrung in die Hirne der Kinder und sittliche Zerstörung. Man hat Sittlichkeit an Autoritäten gebunden, die vor der Öffentlichkeit nicht standhielten, und mit der Zerstörung dieser Autoritäten wird auch die an sie gebundene Norm zerstört. In einer Zeit wie der unsrigen müßten selbst religiöse Menschen, wenn sie die Gefahren für die Erziehung ihrer Kinder klar sähen, gegen eine Bindung sittlicher Normen an religiöse Vorstellungen sein.

Das Problem liegt sogar noch schwieriger. Unsere Sittlichkeit ist selbst zweifelhaft geworden. Für unsere Zeit kann man das Kantsche Wort mit einigem Recht anwenden, daß es nichts sittlich Gutes gäbe, es sei denn der gute Wille. Der Wille zum Aufbau der werdenden Gesellschaft, die Empfänglichkeit für die Bindung dieser Gesellschaft, die Verantwortung gegenüber der werdenden Gesellschaft — das sind die Lebensgefühle, mit denen das heranwachsende Geschlecht erfüllt werden muß. Diese Lebensgefühle können nicht gelernt und nicht in gütigem Zuspruch erworben werden, sie können nur aus dem Leben selbst herauswachsen. Darum eben muß die Schule zur Lebens- und Arbeitsstätte für das werdende Geschlecht werden, darum eben ist gesellschaftliche Arbeit so notwendig für unsere Kinder, sind solidarisches Sichhelfen und Wachsen aus der Gemeinschaft, durch die Gemeinschaft und für die Gemeinschaft Wesensinhalt all unserer Erziehung geworden.

Bequeme Eltern pflegen auch folgendes Argument für den Religionsunterricht vorzubringen: „Mir hat der Religionsunterricht nicht geschadet, er wird auch meinem Kinde keine Schädigung bringen.“ Ich möchte beinahe behaupten, daß die Gleichgültigkeit gegenüber dieser wichtigen Kul-

turfrage, die in dieser Äußerung liegt, schon ein Beweis dafür ist, daß ihnen der Religionsunterricht geschadet hat.

Andere wiederum pflegen der Sache einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben. Man spricht von einem Gesetz, daß die Ontogenese nur eine Wiederholung der Philogenese sei, das heißt, daß jedes einzelne Lebewesen in verkürztem Maßstab die einzelnen Stufen der Entwicklung seiner Art wieder durchmachen müsse. Es gibt gewisse Hinweise in der physischen Entwicklung von Mensch und Tier, die eine derartige Regel rechtfertigen. Beiläufig mag erwähnt werden, daß es sich selbst mit dieser Einschränkung auf das physische Gebiet nicht um ein Gesetz, sondern um eine Regel handelt, aber für das Gesellschaftsleben ist diese Regel schon eine sehr zweifelhafte Deutung der dafür angeführten Tatbestände. Das mag an einem Beispiel erläutert werden, das man gern hiefür anwendet. Kleine Kinder und Naturvölker haben eine außerordentlich starke Neigung, äußere und zufällige Formen ihrer Erlebnisse zu konservieren. Sehr viele mit großer Stärke festgehaltene Sitten von Naturvölkern erklären sich aus diesem Umstand. Eine zufällige Hand- oder Kopfbewegung, die man bei dem Fangen eines Tieres gemacht hat, wird zu einem wesentlichen Bestandteil eines Opferdienstes, der sich an das Gelingen des Fanges anschließt. Zufällige Laute werden zu Benennungen von Gegenständen und Personen. Bei Kindern haben wir die gleiche Erscheinung. Der Philosoph Guyau erzählt, daß sein kleiner Junge, nachdem er ihm einmal eine interessante Geschichte auf einem bestimmten Stuhl sitzend erzählt habe, von da ab immer hartnäckig darauf bestanden habe, daß der Vater Geschichten nur auf diesem bestimmten Stuhl erzähle. Kinder pflegen, wenn sie zufällig beim Gewährwerden einer bestimmten Person einen Laut ausstoßen, diesen Laut zu wiederholen, wenn sie dieselbe Person wiedererkennen. Man hat nun darin eine Bestätigung dieser Grundregel gesehen, daß das Kind in seinem Wachstum alle Kulturperioden der Menschheit wieder durchlaufen müsse. Dieser Schluß ist etwas voreilig gefaßt, er läßt auch andere Deutungen, und zwar mit größerer Wahrscheinlichkeit, zu. Kinder und Naturvölker haben insofern gleiche seelische Dispositionen, als sie beide noch unbeholfen gegenüber der Mannigfaltigkeit der Dinge, die auf sie einströmen, sind. Haben sie nun einmal irgendeinen Zusammenhang erfaßt und ihn in ihrer Art festgelegt, dann halten sie ihn sorgfältig fest. Es ist eine Art Selbsterhaltungstrieb gegenüber den Eindrücken von außen. So wird man noch wiederholt Zusammenhänge zwischen den einzelnen Menschen und den Kulturstufen der Menschheit finden, doch das Entscheidende ist, daß es nicht ein notwendiges Gesetz ist, das sich in diesen Erscheinungen auswirkt, sondern daß es vielmehr ähnliche Voraussetzungen sind, die diese Erscheinungen auslösen. Man versteht nach dieser Darlegung ohneweiters, daß die Beziehung auf das von Ernst Haeckel aufgestellte Gesetz von Philo- und Ontogenese für die Verteidiger des Religionsunterrichts kein Material liefert. Die Kinder

brauchen keinen Religionsunterricht, weil sie erst das religiöse Stadium durchlaufen müßten, ehe sie zum weltlichen Bewußtsein kommen. Derartige mystische Konstruktionen bestimmen unser Bewußtsein nicht, sondern das gesellschaftliche Sein schafft unser Bewußtsein.

Wir werden gewiß in dem Leben unserer Kinder genügend Momente der Hilfsbedürftigkeit, der Furcht und des Staunens vor noch Unbekanntem entdecken. Wir können auch gelegentlich diesen Zustand für das Verständnis religiöser Erlebnisse nutzbar machen. Es war am Ausgang des Sommers an einem schwülen Tage kurz vor einem Gewitter, und es fing schon an, bedrückend dunkel zu werden. Ich merkte, wie die Kleinen sich zu fürchten anfangen und näher zueinander rückten. Da begann ich ihnen von den Naturgöttern zu erzählen, sie merkten ordentlich, wie der Donnergott durch die Wolken fuhr, und in den Donnerschlägen hörten sie das Aufschlagen des Hammers, und in dem Blitz sahen sie das zornige Schleudern des Dreizacks. Und die Furcht und das Bangen war wie bei den Naturvölkern in ihnen, und hilflos waren sie wie jene. Als dann aber das Gewitter sich legte und die Dunkelheit wich und es wieder heller Tag wurde, da leitete ich über von der Göttersage zu den Naturvorgängen, die sich ja so leicht auch für noch ganz junge Kinder erläutern lassen. Als ich dann beim Blitzableiter angekommen war, da war es draußen inzwischen ganz hell geworden. Die Schwüle war gewichen, und die reine Luft kam erquickend durch die geöffneten Fenster. Aber auch in den Gemütern meiner Kinder war es hell geworden, und die schwüle Spannung war durch frische Heiterkeit gebannt. Später erzählten sie mir, daß sie nachgesehen hätten, ob unser Schulhaus auch einen Blitzableiter besäße. Ich bin überzeugt, daß sie sich in Zukunft sicherer unter dem Blitzableiter fühlten als unter der schützenden Hand eines Gottes. Nichtsdestoweniger aber hatten sie aus den ihnen natürlichen Verhältnissen heraus ein Stück Kulturgeschichte erlebt.

„Doch es steckt so viel Schönheit und Gemühtiefe in der religiösen Vorstellung“, so sagen wieder andere, „und es würde eine Barbarei sein, das alles unseren Kindern schon vorzuenthalten.“ Niemand wird das leugnen wollen. Im Madonnenkult liegt viel Zärtlichkeit und Innigkeit. Im Kölner Dom kraftvolles Emporstreben ins Unendliche, und das Weihnachtsfest atmet einen unvergleichlichen Geist von Brüderlichkeit und seelischem Frieden. Es ist viel reine Kindlichkeit gerade in diesem Feste. Das alles sollen unsere Kinder gewiß nicht entbehren, aber sie sollen es aus ihrer Lebenswärme heraus gestalten, sonst verlieren selbst diese Höhepunkte der religiösen Kultur ihre Bedeutung für uns und werden höchstens zu gehaltloser Schwärmerei. Das Leben aber ist gar nicht so arm an Steigerungen und Erhebung über die Kleinlichkeiten des Alltags. Ich habe einmal einen Aufsatz in einer Arbeitsgemeinschaft von Kindern vorlesen hören. Ein Kind schilderte die Zeit seiner Krankheit. Freundinnen und Verwandte kamen zu Besuch, aber alle waren nur flüchtig bei ihr, an Worten und Bewegungen merkte sie, wie sie sich mit allem Möglichen, nur nicht mit ihr, beschäftigten und froh waren, wenn sie die Kranken-

stube verlassen konnten. Sie aber lag schwer erkrankt mit all ihrer Mattigkeit und auch einiger Furcht danieder. Sie schilderte dann, wie ihr zumeute war, wenn die Mutter kam, wenn deren Hände sie streichelten, ihr den Kopf kühlten und die Mutteraugen sie so voller Liebe und Sorge anschauten, und wie sie aus diesen Augen dann die Hoffnung herauslas, daß sie doch wieder genesen würde, und wenn der Arzt kam und sie untersuchte, wie dann die Mutter ängstlich das Auge des Arztes suchte, um zu wissen, wie es um das Kind stand. — All das war so einfach, so treu geschildert und wurde auch so vorgelesen, und eine Stille war in der Klasse, eine Feierstunde der Mutterliebe. Ich hatte das Gefühl, als müßte diese Feierstunde noch durch Musik ergänzt werden, und ein Madonnenbild hätte dazu gehört.

Ein anderes Erlebnis: Man hat von Amerika gesprochen. Ein Junge fragt, wie denn die Engländer nach Amerika gekommen sind, und der Lehrer erzählt von der Verfolgung der Quäker, von den ersten Siedlungen, von den Schwierigkeiten, von dem zähen Ringen, und er erzählt und merkt gar nicht, daß die Stunde längst vorbei ist, und noch weniger merken es die Kinder, und als der Lehrer schließlich aufhört, da hat sich eine Gemeinde gebildet, die in atemlosem Staunen das siegreiche Ringen von Menschen miterlebt. Solche Möglichkeiten der Steigerung des Gemütslebens und des Sichverlierens in die Allheit des Geschehens gibt es unendlich viel. Dazu bedarf es keiner Kirche und keines Religionsunterrichts. Das Leben, die Geschichte, die Natur bieten dem Auge und dem Herzen eine unendliche Fülle von Möglichkeiten und Gelegenheiten. Wir sollen diese Gelegenheiten, wenn sie sich ungesucht geben, durchaus nicht scheuen. Erhabenheit und Heiligkeit sind kein Sonderrecht der Kirche, im Gegenteil. Wir müssen wieder schöpferisch werden, nicht nur im Erleben solcher Stimmungen, sondern auch im festlichen Gestalten. Unsere Kinder sollen auch darin eine werdende Zeit vorbereiten. Wir wollen nicht ärmer sein, als unsere Väter waren, doch wir wollen produktiver sein als sie. Es gibt auch im Leben der Schule oftmals Gelegenheit zu festlichem Gestalten. Ich meine nicht die großen Feste, Erntefeste, Maifeiern, Geburtstag und ähnliches mehr — auch für diese Feste brauchen wir neue Formen — ich denke an die kleinen Feste, die aus einer Stimmung heraus geboren werden. Unsere Kinder müssen es fertigbringen, wenn ausgelassene Freude sie beherrscht, ihre Stimmung durch lebendiges Spiel zu dramatisieren, sie müssen imstande sein, in ernsten und besorgten Situationen sich zu einer ernsten Feier zusammenzufinden. Sie müssen die Fähigkeit haben, Raum, Haltung und Inhalt der Feier so zu formen, daß aus dem Ganzen eine befreiende Gestaltung ihrer Sorge wird. All das läßt sich natürlich nicht planmäßig anordnen, sondern es wächst dort, wo wirkliches Leben und wirkliche Arbeit ist, sich immer mehr zu sicherem Takt und leichter Formgebung aus. Kinder, die die Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrucksmöglichkeiten geübt haben, die singen

können, wieder Vogel singt, die tanzen können, nicht nach den Vorschriften irgendeines Modetanzes, sondern aus der Rhythmik ihres seelischen Erlebens heraus, Kinder die ihre Freude und ihren Schmerz in Wort und Bild wiedergeben können, Kinder, deren Gang frei und anmutig ist — die werden auch Festlichkeit und Weihe und ausgelassene Freude in ihre Gemeinschaften hineintragen. Verweltlichung erscheint den meisten als ein nur negatives Einstellen gegen Kirche und Religion, doch Verweltlichung unseres Bewußtseins ist ein großer positiver Inhalt, ist der neue innere Aufbau für die werdende Gesellschaft.